



**Cornelis Menke**

---

## **Die Perspektive(n) des wissenschaftlichen Nachwuchses**

In: Nach der Exzellenzinitiative - Zukunft des Wissenschaftssystems : Streitgespräche in den Wissenschaftlichen Sitzungen der Versammlung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften am 29. November 2013 und am 27. Juni 2014. – Berlin: 2014, S. 24-28 (Debatte ; 13)

Persistent Identifier: [urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-25709](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-25709)

---

Die vorliegende Datei wird Ihnen von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 3.0 Germany (cc by-nc-sa 3.0) Licence zur Verfügung gestellt.



Cornelis Menke

## Die Perspektive(n) des wissenschaftlichen Nachwuchses

Mit dem Begriff „wissenschaftlicher Nachwuchs“, über dessen Perspektive ich sprechen soll, kann man nicht recht glücklich sein – aufgrund der Konnotationen des Ausdrucks (es sind immerhin zumeist promovierte Wissenschaftler, die „Nachwuchs“ genannt werden), besonders aber aufgrund der unklaren Denotation des Ausdrucks – es ist nicht immer ganz klar, wer genau damit bezeichnet werden soll.

Im 19. Jahrhundert sprach man sinnvoller von „akademischem Nachwuchs“; gemeint waren damit zumal Privatdozenten, also Hochschullehrernachwuchs. „Wissenschaftlicher Nachwuchs“ hingegen kann Privatdozenten ebenso meinen wie Juniorprofessuren, Postdocs und Doktoranden. Bisweilen dient der Ausdruck auch etwas spezifischer zur Bezeichnung nur derjenigen jüngeren Wissenschaftler, die eine Berufslaufbahn als Wissenschaftler im Auge haben (sei es als Akademiker oder in der Industrie); dann wiederum bezeichnet er die Akademiker an Universitäten, die nicht entfristet beschäftigt sind (in diesem Sinn gibt es interessanterweise etwa in Großbritannien oder Frankreich kaum wissenschaftlichen Nachwuchs). Wenn man über die „Perspektive des wissenschaftlichen Nachwuchses“ spricht, muss man also mit einer Begriffsbestimmung beginnen.

Ich werde zwei Begriffsbestimmungen zugrunde legen. In einem ersten Teil möchte ich kurz auf die Perspektiven (im doppelten Wortsinn) unverstetigter Wissenschaftler eingehen. In einem zweiten Teil hingegen möchte ich den Ausdruck „wissenschaftlicher Nachwuchs“ und damit meine Aufgabe anders verstehen und nicht über die, aber über eine Perspektive jüngerer Wissenschaftler sprechen und Ihnen die Kernaussagen des jüngst erschienenen Positionspapiers der AG „Wissenschaftspolitik: Nach der Exzellenzinitiative“ der Jungen Akademie vorstellen.

## 1.

Die Berufsperspektiven des wissenschaftlichen Nachwuchses haben sich in den vergangenen Jahren verschlechtert. Betrachtet man Vollzeitstellenäquivalente, standen 2010 an deutschen Universitäten 125.000 wissenschaftliche Mitarbeiterstellen 24.000 Professuren gegenüber; die 125.000 Mitarbeiterstellen entsprechen einem Personalbestand von 156.000 Wissenschaftlern – im Jahr 2000 waren es noch 108.000. Es gibt also einen starken Anstieg der Zahl der Wissenschaftler an Universitäten, dem freilich kein vergleichbarer Anstieg der Zahl dauerhafter Stellen gegenübersteht.

Hinter der Zahl von 156.000 Wissenschaftlern verbergen sich nicht allein promovierte Wissenschaftler, sondern auch Doktorandinnen und Doktoranden, die auf Mitarbeiterstellen beschäftigt sind. Nicht alle werden dabei überhaupt die Absicht haben, in der (akademischen) Wissenschaft bleiben zu wollen. Doch auch wenn man diejenigen Stellen betrachtet, die sich direkt für den Hochschullehrerberuf qualifizieren sollen, findet man einen starken Zuwachs: Die Zahl der Juniorprofessuren stieg von ca. 100 im Jahr 2002 auf über 1.200 im Jahr 2010; ähnliches gilt für die Zahl der Nachwuchsgruppen – der Emmy Noether-Gruppen an Universitäten, aber auch etwa der Nachwuchsgruppen an Forschungsinstituten. 2010 wurden insgesamt über 750 Nachwuchsgruppen gefördert.

Die Zahlen machen deutlich, dass sich für einen großen Teil des wissenschaftlichen Nachwuchses keine Perspektive im Wissenschaftssystem finden wird – die Universitäten wären sonst auf lange Zeit auf eine Generation von Wissenschaftlern festgelegt. Das Resümee, das ich hieraus ziehen möchte, ist eine negative Empfehlung: Wie immer man die Zukunft des Wissenschaftssystems nach dem Auslaufen der Bund/Länder-Pakte gestalten möchte – es sollte nicht auf einem Weg geschehen, der dauerhaft mit einem so großen Anteil befristeter Stellen einhergeht.

## 2.

Die Junge Akademie hat im vergangenen Jahr die Arbeitsgemeinschaft „Wissenschaftspolitik: Nach der Exzellenzinitiative“ gegründet, um die Frage zu diskutieren, was nach der Exzellenzinitiative und dem Auslaufen der drei

weiteren großen Bund/Länder-Pakte zur Förderung der Wissenschaft kommen soll. Die Arbeitsgemeinschaft hat in diesem Monat ein Positionspapier mit dem Titel „Nach der Exzellenzinitiative: Personalstruktur als Schlüssel zu leistungsfähigeren Universitäten“ vorgelegt, deren Kernaussagen ich im Folgenden kurz referieren möchte.

Zwei Bemerkungen vorweg: Zum einen beschränken wir uns in dem Papier – wie der Titel sagt – auf die Situation der Universitäten. Zum anderen gehen wir von der Annahme aus, dass sich die Grundfinanzierung der Universitäten angesichts der Lage der Länderhaushalte nicht wesentlich erhöhen wird (so wünschenswert dies wäre).

Die Universitäten stehen in unseren Augen vor drei Kernproblemen:

Das erste Problem ist die mangelnde Attraktivität der Stellen an Universitäten. Über die problematischen Berufsperspektiven jüngerer Wissenschaftler habe ich oben schon etwas gesagt. Hinzu tritt bei dem Großteil dieser Stellen die fehlende Unabhängigkeit: Sie sind, wenigstens formal, weisungsgebunden (eine Ausnahme stellen nur Juniorprofessuren, Nachwuchsgruppenleiterstellen sowie wenige Projektleiterstellen dar). Aber auch Professuren an deutschen Universitäten sind im internationalen Vergleich nicht unbedingt attraktiv. Dies liegt nicht zuletzt an einer sehr hohen Belastung mit Lehr-, Verwaltungs- und Prüfungsaufgaben, die sich nicht delegieren lassen. Eine Umfrage unter Hochschullehrern aus dem Jahr 2011 kam zu dem Ergebnis, dass im Durchschnitt nur 20 % der Arbeitszeit von Professorinnen und Professoren für die Forschung zur Verfügung steht; Verwaltung und Lehre nehmen jeweils doppelt so viel Zeit in Anspruch. Dies ist im internationalen Vergleich sehr viel, und dies ist vermutlich ein Grund, warum der Anteil von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus dem Ausland, die Professuren an deutschen Hochschulen (hier sind Fachhochschulen inbegriffen) bekleiden, mit 6 % gering ist.

Als Zeichen für die geringe Attraktivität der Stellen im internationalen Vergleich wird häufig ein weiteres Indiz angeführt, nämlich die Zahl der Grantees des European Research Council (ERC). Deutsche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind etwa bei der Einwerbung von Starting Grants sehr erfolgreich – mit 55 Bewilligungen in diesem Jahr gegenüber etwa 22 Bewilligungen von Projekten von Forschern aus dem Vereinigten Königreich. Bemerkenswert

ist aber, dass von den 55 Deutschen 22, also 40 %, an Universitäten oder Forschungsinstituten im europäischen Ausland arbeiten; von den 22 erfolgreichen britischen Forschern arbeiten hingegen alle bis auf 2 im Vereinigten Königreich.

Das zweite Kernproblem der Universitäten sehen wir in der Forschung. Die deutschen Universitäten sind nicht schlecht: Im Academic Ranking of World Universities, das sogenannte Shanghai Ranking, finden sich zwar bekanntermaßen nur wenige deutsche Universitäten unter den ersten 100; betrachtet man aber die ersten 500, findet sich Deutschland mit 38 Universitäten gleich hinter den Vereinigten Staaten und China. Dennoch könnte die Dynamik der Forschung größer sein. Neue Forschungsgebiete können Universitäten auf zwei Arten aufnehmen: Zum einen können Wissenschaftler ihre Ausrichtung ändern, zum anderen können Wissenschaftler neuberufen werden. Der zweite Weg ist der wichtigere – die geringe Zahl von Professuren an Universitäten aber führt zu vergleichsweise wenigen Neubesetzungen und damit selteneren thematischen Neuausrichtungen.

Das dritte Problem besteht darin, dass die Universitäten auf die Betreuung der stark gestiegenen Zahl an Studentinnen und Studenten nicht hinreichend vorbereitet sind. Betrug die Zahl der Hochschulabsolventinnen und –absolventen im Jahr 2000 noch 177.000, schlossen 2010 schon 295.000 Personen ein Hochschulstudium ab – die Zahl hat sich also innerhalb von zehn Jahren fast verdoppelt (betrachtet sind hier allein Erstabschlüsse). Das Verhältnis von Professoren zu Studierenden liegt gegenwärtig bei 1:60, das des wissenschaftlichen Personals insgesamt zu Studierenden bei 1:13. Doch zeigt dieses zweite Verhältnis nicht, dass die Betreuungsrelation gut wäre, denn ein großer Teil des wissenschaftlichen Personals auf Qualifikations- und Projektstellen trägt nur in einem geringen Umfang zur Lehre bei.

Unser Lösungsvorschlag für diese drei Kernprobleme folgt dem Ansatz, die Lage in den Universitäten zu verbessern, nicht die Lage in Instituten an Universitäten. Wir schlagen eine Umwandlung der aus dem Grundhaushalt der Universitäten finanzierten Mitarbeiterstellen vor. Nimmt man die Fächergruppen Humanmedizin und Ingenieurwissenschaften aus, so stehen an Universitäten (in Vollzeitstellenäquivalenten) 18.000 Professuren sowie weitere 1.000 Juniorprofessuren 50.000 aus dem Grundhaushalt finanzierte Mitarbei-

terstellen gegenüber; hinzu kommen weitere 75.000 Mitarbeiterstellen, die aus Drittmitteln finanziert werden. Würde man die aus dem Grundhaushalt finanzierten Mitarbeiterstellen in Professuren umwandeln, ließen sich auf diese Weise ohne zusätzliche Kosten etwa 20.000 volle Professuren sowie 10.000 Juniorprofessuren schaffen. Diese Umstellung müsste sich über einen längeren Zeitraum von etwa 25 Jahren erstrecken, um die Universitäten nicht auf eine Generation von Forschern und Forschungsthemen festzulegen.

Eine solche Umstellung würde einen wichtigen Beitrag zur Lösung der drei genannten Hauptprobleme der Universitäten liefern. Erstens würde es zu einer gesteigerten Attraktivität der Stellen an Universitäten führen. Jüngere Wissenschaftler fänden bessere Berufsperspektiven vor und wären zugleich früher unabhängig; Professorinnen und Professoren würden entlastet, insofern sich Verwaltungs-, Begutachtungs- und Prüfungsaufgaben auf eine deutlich größere Zahl von Personen verteilen.

Auch die Bedingungen für die Forschung an Universitäten würden sich durch die Umstellung verbessern: Die größere Zahl von Professuren an einem Institut würde Schwerpunktsetzungen in der Forschung durch Berufungen in verwandten oder sogar überlappenden Forschungsfeldern erleichtern – dies gerade auch an kleineren Universitäten oder Instituten – und damit zugleich den wissenschaftlichen Austausch unter Kollegen steigern.

Nicht zuletzt würde die vorgeschlagene Umstellung der universitären Lehre dienen – zum einen quantitativ durch die Umwandlung von Stellen mit einem reduzierten in Stellen mit vollem Lehrdeputat, zum anderen qualitativ dadurch, dass der Einzelne leichter forschungsnahe Lehrveranstaltungen anbieten könnte. Die Universitäten wären so auf die stark gestiegene Zahl der Studentinnen und Studenten besser vorbereitet.